

Deutschland unter alles

Wie können Linke den Irakkrieg als «ersten antifaschistischen Feldzug im neuen Jahrhundert» feiern? «Antideutsche» Theoriebildung macht es möglich. Beobachtungen eines (auch nicht bedingungslos germanophilen) Schweizers.

Stefan Zenklusen

Im globalen Gerangel um gesicherte Claims hat sich der US-Bundesstaat Montana eine besondere Nische erkämpft. Die Region gilt als unangefochtener Standort für die Produktion und Verbreitung obskurster Weltanschauungen und wildester Verschwörungstheorien. Diese Rolle wird ihr nun streitig gemacht von der etwas bevölkerungsreicheren, wenn auch nicht minder abgelegenen Agglomeration Berlin (BRD). Ein Zugpferd in der Aufholjagd ist seit rund einem Jahrzehnt die sogenannte antideutsche Linke.

Herausgebildet hat sich diese Strömung nach der Wiedervereinigung, die von einem Teil des «Kommunistischen Bundes» als entscheidender Schritt zur Verwirklichung hegemonialer Ambitionen, also als Startschuss zu einem erneuten deutschen Griff zur Weltmacht gesehen wurde. Zurückzuführen ist der Ausdruck auf einen 1990 publizierten Text Jürgen Elsässers mit dem Titel «Warum die Linke antideutsch sein muss». Darin rügte der Autor die alleinige Kritik an der Einverleibung der DDR durch die BRD. Die massive Zustimmung zur «Übernahme» mit einem Wiederaufleben eines virulenten deutschen Nationalismus erklärend, plädierte Elsässer für einen entschieden antinationalen Kurs, dem gegebenenfalls der grundsätzlich prioritäre Antikapitalismus unterzuordnen sei. Die antideutsche Fraktion erhielt in der Folge durch den Jugoslawienkrieg, der als erste Operation deutscher Expansionspläne betrachtet wurde, weiteren Auftrieb.

Elsässer selbst hat sich inzwischen von der strikt antideutschen Obedienz weit entfernt. Der als «enfant terrible» geltende (weil all Schaltjahr seine Weltanschauung wechselnde?) Journalist hat sich mit Hermann Gremliza, dem Chefredaktor des Hamburger Monatsmagazins «Konkret», überworfen. Hatte Elsässer vor einigen Jahren noch die Pax Americana als «Voraussetzung zur einzig möglichen emanzipatorischen Aufhebung» des Kapitalismus bejubelt («Konkret» 8/97) und eine Allianz aus amerikanischen Republikanern, französischen Gaullisten und russischen Nationalkommunisten zur Verhinderung der ethnischen Aufsplitterung Europas unter «deutschem Diktat» vorgeschlagen («Konkret» 12/99), sympathisiert er heute gar mit Globalisierungskritikern und Kriegsgegnern und wirft den Antideutschen vor, blind jeden amerikanischen Krieg zu

unterstützen.

Die antideutschen Positionen stehen und fallen mit dem Postulat eines genuin deutschen Nationalcharakters, der sich insbesondere von demjenigen westlicher Länder unterscheidet. Dieses Gesamt von Denk- und Handlungsweisen ist geschuldet den folgenden spezifischen Entwicklungen und Phänomenen, die den deutschen Sonderweg ausmachen:

Die lange Kleinstaaterei («Die verspätete Nation») führte zu einem ausgeprägten Bedrohungsgefühl durch die Aussenwelt, die sich in Krisenzeiten zwangsläufig in paranoischen Schüben und Antisemitismus entlädt.

- «Preussische» Tugenden wie Unterordnung, Pflichterfüllung, etc. sind bis heute stark verankert.
- Vernunftfeindliche Tendenzen (Romantik, Idealismus etc.) hinterlassen noch immer ihre Spuren.
- Im Gegensatz zu den USA, Frankreich und Grossbritannien fand in Deutschland keine erfolgreiche bürgerliche Revolution statt. Daraus erklärt sich die Herausbildung eines ängstlichen Bürgertums mit ausgeprägt autoritärer Charakterstruktur.
- Die Deutschen entwickelten ein besonderes Verhältnis zum Kapitalismus, in dem das «schaffende» dem «raffenden» «jüdischen» Kapital unreflektiert gegenübergestellt wird.

Diese Konstellation verbinden die Antideutschen mit der «Einzigkeitsthese». Der Holocaust stellt als bürokratisch geplanter und industriell durchgeführter Massenmord ein Genozid dar, der mit keinem anderen vergleichbar ist. Dabei spielt der Umstand, dass die Täter oft «willige Vollstrecker» waren und das Morden auch dann noch fortsetzten, als die Kriegslage aussichtslos geworden war, eine wichtige Rolle. Der springende Punkt, der die Antideutschen von anderen linken Strömungen unterscheidet, ist nun die Auffassung, dass gewisse mentale Dispositionen (Autoritätsgläubigkeit, völkische Grundhaltungen, antidemokratische Überzeugungen, Zivilisationsfeindlichkeit, das Negieren eigener Schuld usw. usf.) noch immer markant in den Deutschen verankert ist. Dadurch unterscheiden sich Deutsche entscheidend von den Bürgern anderer westlicher Länder. Die BRD (bzw. DDR) vermochte diese Anteile nicht grundlegend zu transformieren. Von einem erstarkten Deutschland (oder der «Deutsch-EU») ist mithin das Schlimmste zu befürchten. Die USA sind die einzige Macht, die die deutschen Ambitionen langfristig konterkarieren können, weswegen prinzipiell für sie Partei ergriffen werden muss, vor allem dann, wenn Deutschland unter dem Deckmantel des Selbstbestimmungsrechts der Völker an einer polyzentrischen und ethnisch aufgesplitteten Welt arbeitet, den Antiamerikanismus fördert und sich zum Leithammel der rückständigsten

Befreiungsbewegungen aufspielt.

Wichtigstes Organ der Antideutschen ist die Berliner Zeitschrift «Bahamas». Sie erscheint unregelmässig in relativ kleiner Auflage. Daraus darf aber nicht gefolgert werden, bei den Antideutschen handle es sich um völlig isolierte und marginale Grüppchen ohne jede Wirkungsmacht. Autoren wie Tina Heinz, Uli Krug, Tjark Kunstreich, Heiner Möller, Thomas von der Osten-Sacken, Justus Wertmüller und andere publizieren auch in anderen Publikationen (vor allem in «Konkret» und der Berliner Zeitschrift «Jungle World»). Überdies bietet sich ihnen *ça ira* in Freiburg als eine Art Heimverlag an.

Nun kann es nicht darum gehen, sämtlichen antideutschen Exponaten jegliches Gran Wahrheit abzusprechen. Das Besorgniserregende ist ja gerade, dass es sich bei den Antideutschen zwar um Betonköpfe, mitunter aber um gescheite handelt. Frappant ist allerdings, wie «deutsch» bis auf die Knochen die Antideutschen selbst sind. Im deutschsprachigen Ausland werden die antideutschen Interpretationsschemata mit Verwunderung, im übrigen Ausland überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Dies rührt daher, dass die antideutsche Überschätzung der deutschen Rolle auf dem internationalen Parkett bei gleichzeitiger Annahme gewaltiger Hegemonialbestrebungen zu Auslegungen führt, deren Exotik ihresgleichen sucht. So teilte das Gros der Antideutschen die Auffassung, Deutschland habe im Jugoslawienkonflikt die USA für seine antiserbische Kampagne eingespannt. Die angeblich aussenpolitisch naiven USA seien instrumentalisiert worden und hätten einen von ihnen ungewollten Krieg geführt. Solche Verschwörungstheorien sind bei den Antideutschen rekurrent. Der hetzende Deutsche hat überall seine Finger drin, wo etwas passiert – vor allem dann, wenn die USA in die Pfanne gehauen werden sollen. Strukturell nähert sich diese Sichtweise der antisemitischen Paranoia, nur dass an die Stelle des Juden, der im Hintergrund die Fäden zieht, der Deutsche getreten ist, der allenthalben von Krieg und Elend profitiert.

Der Grund, weshalb die Antideutschen immer wieder zu Völkerpsychologie greifen müssen, liegt darin, dass sie den deutschen Sonderweg innerhalb der Modernisierungsgeschichte ahistorisch bis in alle Ewigkeit hinausprojizieren. So sind sie gezwungen, noch immer in längst unhaltbar gewordenen Kategorien zu denken und zu postulieren, zwischen angelsächsischem und deutschem Kapitalismus bestehe ein Unterschied ums Ganze, (wie ein «Bahamas»-Redaktor dem Autor einmal allen Ernstes mitteilte). Dass sich Bewohner angelsächsischer Länder und Deutschlands, beide eine germanische Sprache sprechend und in einer protestantisch geprägten Zivilisation lebend, eigentlich eher nahe stehen, scheint in solchen Schubladen nicht unterzukommen. Mit mehr Recht liesse sich von einer wesenhaften Kluft zwischen Finnen und Schweden ausgehen und daraus ein hermetisches Weltbild basteln.

Es erstaunt wenig, dass bei den Antideutschen vor lauter

schreibtischstrategischer Evaluation neuester geopolitischer Koordinaten wenig Platz für Kulturkritik bleibt. Dies hängt eng damit zusammen, dass ja alles Angelsächsische so schlecht nicht sein kann, alles Deutsche aber schon. So müssten bei der Beurteilung eines kulturellen Produkts die perhorreszierten deutschen Anteile säuberlich herauspräpariert und kaputt geschrieben, die angelsächsischen aber mit Respekt behandelt werden, was einen umwerfend komischen Effekt hätte. Deshalb belässt man es bei der Denunziation des «miefigen Kulturpessimismus der Alterslyrik Franz Josef Degenhardts» («Bahamas» 37/2002). Dass Degenhardt auch im internationalen Vergleich ein herausragender Liedermacher sein könnte, darf in den antideutschen Kategorien gar nicht vorkommen. Degenhardt spielt akustische Gitarre und singt nicht Englisch, also ist er ein dubioser deutscher Archaiker – basta. Mit solchen Positionen gehen die Antideutschen völlig konform mit dem ubiquitären Pop-Mainstream, was sie entweder verschämt beschweigen oder sogar trotzig für sich in Anspruch nehmen, als gelte es, das Allerbanalste als Allersubversivstes anzupreisen.

Offensichtlich antideutsch angehaucht scheint auch das «Bündnis kritischer StudentInnen» zu sein. Im Frühling 2001 rief es mehrere Male zur Sabotage eines Seminars am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin auf. Der emeritierte Politologe Fritz Vilmar hatte Veranstaltungen zur «Sprachpflege» des Deutschen organisiert. Gewiss kann die Auswahl der eingeladenen Redner diskutabel sein und Vilmars (auf dem Web nachzulesenden) Plänen, wie der Anglisierung des Deutschen zu begegnen sei, mag berechtigter Widerspruch erwachsen. Immerhin ist Vilmar aber zu attestieren, mit dem bis in akademische Bereiche herrschenden Grundkonsens, beim Denglischen handle es sich um eine Art multikulturelle, kreative Kreolisierung der Sprache, gebrochen zu haben. Es ist offensichtlich, dass die massive Durchsetzung des Denglischen und die Physiognomie, die es in den 90er Jahren angenommen hat, wenig mit Innovation und Kreativität und viel mit unterhaltungsindustrieller Normierung (auf Produktions- wie Rezeptionsseite) zu tun hat. Mit Recht verspottet Vilmar die «wertneutrale» Sicht der Sprache als eines «lebendigen Organismus» mit gleichsam autopoietischen Eigenschaften, den angebliche «Sprachpuristen» nicht verstünden, als «stammtischflach». Die antideutsche Fraktion des «Bündnisses kritischer StudentInnen» aber betreibt nur surreal anmutenden Konformismus, wenn sie aus Protest gegen Vilmars Seminar Berlins Häuserwände mit dem Graffito «Deutsch nix wichtig» dekoriert und sich dabei noch permanent auf die ältere kritische Theorie beruft.

Leitsprache Denglisch, Leitmusik Pop, Pax Americana, neoliberaler Sozialdarwinismus als Vermächtnis von Adorno, Horkheimer, Marcuse & Co. verkaufen: schlimmer kann die Verdrehung kritischer Theorie nicht mehr gehen. Deutschland hat sich an Adorno und seinen Mitdenkern, dank den Antideutschen, spät, aber doch noch, bitter gerächt.

Solche Phänomene sind allerdings harmlos im Vergleich zur

Antisemitismus- und Antizionismuskeule, die in «Bahamas» geschwungen wird. Regelrecht abgestraft wurde etwa ein Redaktor der Zürcher Zeitschrift «Risse». Nachdem der «Risse»-Autor (unter anderem) wegen der «Destabilisierung» der Region sich gegen einen Krieg im Irak ausgesprochen hatte («Risse» 4/2003), wurde ihm in «Bahamas» vorgeworfen, sich kenntnisreich aufzuplustern («Bahamas» 41/2003) und von «übelsten Antiimperialisten» der «antizionistischen Schweiz» nicht mehr unterscheidbar zu sein.

Dies ist umso bemerkenswerter, als «Risse» eine Art (moderatere) ideologisch-publizistische Dependence von «Bahamas» zu sein scheint. Wie die Redaktion dem Autor gegenüber erklärte, definiert sich die Zeitschrift als ein Unternehmen «ausserhalb der praxisorientierten Schweizer Bewegungslinien, in welcher oft Ressentiment mit Kritik verwechselt wird». Wie betätigt sich nun solche ressentimentfreie Theorie? Antwort: mit «Kritik am Antisemitismus», der in der Schweizer Linken weit verbreitet sei, und sich etwa in Form von «Martin Walser-Apologien» in der «Wochen Zeitung» (Zürich) äussere.

Was war geschehen? Der Essayist und Journalist Lothar Baier hatte in der «Wochen Zeitung» (23/2002) die Bigotterie der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» im Umgang mit Martin Walser nach der Publikation seines Romans «Tod eines Kritikers» angeprangert. «Wer heute in Deutschland moralisch etwas gelten will», so Baier in jenem Artikel, «muss Jagd auf Antisemiten machen». Dass etwas schiefgegangen sein muss, wenn nun auch noch ein Autor wie Baier Antisemit ist, kommt den Redaktoren des helvetischen «Bahamas»-Verschnitts nicht in den Sinn.

Längst habe die antideutschen Muster auch in Österreich Wurzeln geschlagen. Für Gerhard Scheit, einen Autor mit (leider) durchaus grosser theoretischer Kultur, ist das Phänomen Haider Ausdruck eines in seinem Innersten unverändert gebliebenen «postfaschistischen Österreichs» (vgl. etwa «Jungle World» 23/1999). In seinem Buch «Die Meister der Krise» (Freiburg 2001), das einige ingeniöse Kapitel enthält, verfällt auch Scheit bedauerlicherweise dem furor antiteutonicus. Das Wiederaufleben von Nationalismus und Rassismus in Europa und den USA erklärt Scheit zum Exporterfolg deutschen Denkens: «Es stellt sich also die Frage, (...) ob der Sonderweg Deutschlands nicht darin endet, dass er zum Mainstream wird» (a. a. O., p. 108). Völlig unter den Tisch fällt bei einer solchen Sichtweise, dass der in den neunziger Jahren wieder erstarkte amerikanische Rechtsextremismus etwa mühelos ohne «deutsche Ideologie» auskommt (mit Ausnahme der marginalen NSDAP-AO). Er kann sich berufen auf eine lange, angelsächsisch-puritanische Tradition, die mit dem antikatholischen Nativismus des 19. Jahrhunderts anhebt, später antisemitisch wurde und vor allem die Immigration aus Süd- und Osteuropa bekämpfte. Die Abstammungslehre der «Christian Identity» (z. B. Aryan Nations), wonach die Juden eine Brut des Teufels sind, ist ebenso wenig deutscher Provenienz wie die zahllosen Eugenik-Lehrstühle, die nach dem Ersten Weltkrieg errichtet wurden. Es besteht hier nicht die geringste

Notwendigkeit, auf deutsche Ideologie umzusatteln – die eigenen Traditionsbestände genügen vollauf. Dies aber darf für die Antideutschen schlicht nicht sein, weil das gesamte eigene Theoriegeschäft sonst obsolet würde.

Versucht sich die antideutsche Linke an einem Vergleich zwischen Deutschen und Amerikanern, so wirkt es wie eine Karikatur ihrer selbst. In «Bahamas» 37/2002 erklären zwei Autoren, wieso der «deutsche Dschihad» (Zitat!) des Teufels sei. Das kapitalkonstituierte Subjekt in Deutschland und den USA unterscheide sich, so erfahren wir, in seiner «Stellung zur Objektivität». Während das Individuum in den USA «dem Schicksal trotzt, sich herausgefordert fühlt und gegen die erdrückende Übermacht der Verhältnisse auch dann noch anrennt, wenn es als völlig aussichtslos erscheint», sei das gesellschaftliche Schicksal in Deutschland etwas, «in das man sich murrend und widerstrebend fügt». Das Diktum Richard Wagners, deutsch sei, eine Sache um ihrer selbst willen tun, wird hier offensichtlich positiv auf die Amerikaner gemünzt: «So bleibt (...), im Zweifel rücksichtslos und von keiner kalkulierbaren Vernunft gesteuert, bei den Amerikanern (...) noch ein Rest des Interesses am (...) Fortbestehen (...) zurück – verrückt bis zum Verbrechen und zur Selbstzerstörung, aber dadurch nur nach menschlichem Mass.» – «Der Deutsche aber misstraut der Hemdsärmeligkeit und fürchtet den Ellenbogen. (...) Er wagt nie etwas für sich.» Die amerikanische Fähigkeit, dem Schicksal zu trotzen, auch wenn es unsinnig ist, mache «den Rebellen» aus. In ihr lebe ein «Nachhall der Aufklärung», ein «Vorschein der Emanzipation». Deshalb fürchte der ressentimentzerfressene, ängstliche Deutsche den Blick der Amerikaner, und wolle nicht Hand anlegen bei der «Zertrümmerung der finsternen Kulturen in der Dritten Welt». Er fördere nur das mit sich Identische und stehe «schon deshalb im Bündnis mit dem Mord». Seltsam – aber so steht es geschrieben...

Ihr Fett abkriegen können aber auch Amerikaner – dann nämlich, wenn sie die Verhältnisse in den USA einer herben Kritik unterziehen. Der Linguist Noam Chomsky avancierte zu einem der Lieblingsfeinde der Antideutschen, bevor der Filmemacher und Buchautor Michael Moore in Europa seine Erfolge feierte und prompt ins Visier von «Bahamas» geriet. Nun ist es durchaus legitim, ein gewisses Malaise angesichts der kollektiven Begeisterung über Moores teilweise holzschnittartigen Methoden zu äussern. Wartete «Roger and me» noch mit einfühlsamen, geduldigen Bildern und Dialogen auf, die dem Zuschauer die nötige Distanznahme gewährten, ist «Bowling for Columbine» über weite Strecken pure Selbstinszenierung, die die Kriterien einer Dokumentation kaum mehr erfüllt. Im gebetsmühlenartigen antideutschen Diskurs aber ist der Film nicht nur ein mässig gemachter Kassenschlager, sondern kommt einem «Bowling for Hussein» (so der Titel des Artikels in «Bahamas» 41/2003) gleich. Moore wird antisemitischer Ausfälle gegen Hollywood bezichtigt und beschuldigt, (bingo!) «einen deutschen Film» gedreht zu haben, «im Sinne der projektiven Verfügung des filmemachenden Subjekts über die Aussenwelt, die ihm blosses Material

eines eigenmächtigen Zwecks ist». Es liegt kein Widerspruch vor, wenn in dieser Sache sogar die Schweizer Wochenzeitschrift «Weltwoche» zitiert wird, die einst eine «renommierte» linksliberale Zeitung war, inzwischen aber auf der neoliberal-rechtspopulistischen Klaviatur spielt. Zieht man von gewissen antideutschen Exponaten die häufig nur noch als Ornament dienende marxianische Terminologie ab, sind sie von «jungdynamisch»-wirtschaftsliberaler oder rechtsbürgerlicher Rhetorik gar nicht mehr zu unterscheiden. Diese «Annäherung» ist wohl etwas vom Bizarrsten, was innerhalb der deutschen Linken je zu beobachten war. Die daraus entstehenden Konstruktionen ähneln selber den paranoischen Wahngewebnissen, die die Antideutschen doch allenthalben ausmachen.

Die von der Monatszeitung «Le Monde diplomatique» ins Leben gerufene globalisierungskritische Bewegung «attac» beispielsweise wird dankbar sein für die Auskunft, sie veranstalte zusammen mit Al Kaida den «weltweiten Dschihad» («Bahamas» 42/2003). Attac (das Akronym für «association pour la taxation des transactions financières et l'aide au citoyen») ist das Hassobjekt Nummer 1 der Antideutschen. Die Bewegung entstand unter dem Eindruck der Durchsetzung der neoliberal-rechtspopulistischen Dyade in fast der gesamten westlichen Welt. Ihr sprechen die Antideutschen nicht nur jeden emanzipatorisch-kritischen Gehalt ab – sie wird pauschal als Speerspitze antisemitischer «Globalisierungsfeinde» abtituliert. Wie das? Eine der Hauptforderungen von attac ist die Besteuerung von Finanztransaktionen, die sogenannte Tobin Tax (benannt nach dem Ökonomen James Tobin). Der «Monde diplomatique» selber analysierte bereits in den frühen achtziger Jahren die «Umgestaltung» der USA und Grossbritanniens nach der Massgabe neoliberaler (besser: neokonservativer) Think Tanks und «Foundations» und deren zunehmenden Einfluss in Kontinentaleuropa.

Die Subreption der Antideutschen ist nun die folgende:

– Attac ist reaktionär, weil «antiamerikanisch». – Attac ist antisemitisch, weil die Kapitalismusdiagnostik angeblich auf den Finanzüberbau reduzierend. Denn dahinter, so die mechanistische Logik der Antideutschen, steckt das Bedürfnis, die sozioökonomischen Widersprüche mit der Elimination des zwangsläufig jüdischen Financiers aufzuheben.

Was sich so als Aufklärung über «verkürzte Kapitalismuskritik» ein gutes Gewissen macht, müsste eher «hundslausige Reformismuskritik» genannt werden. Denn Analyse, Verlautbarungen und Praxis der attac-Sektionen (die stark von der politischen Kultur des jeweiligen Landes geprägt sind) mögen jederzeit kritisierbar sein – der Autor zumindest hat darin jedenfalls nicht den Hauch von Antisemitismus vorgefunden. Für den hypertrophischen, gummigen Antisemitismusbegriff der Antideutschen sind zuletzt nur die Antisemiten dankbar. Denn wenn alle antisemitisch sind ausser die Antideutschen selber, ist es niemand mehr – auch die wirklichen Antisemiten nicht. In der Irakfrage ist es nicht uninteressant, einen Blick über den Rhein zu werfen. In Frankreich sind es ausgerechnet

die medienträchtigen und strammen Antikommunisten und Totalitarismustheoretiker wie Pascal Bruckner, Alain Finkielkraut, Bernard Henry Lévy und der ewige 68er im Büsserhemd, André Glucksmann, deren Rhetorik, was den Irakkrieg und die Haltung zu den Globalisierungskritikern anbelangt, sich völlig mit der antideutschen deckt.

Für «Le Monde» (15. April 2003) verfassten Bruckner und Glucksmann gemeinsam mit dem Regisseur Romain Goupil einen euphorischen Artikel zum Ausgang des Irakkriegs: «Welche Freude, das jubelnde irakische Volk beim Feiern seiner Befreiung und der Befreier zu sehen.» Frankreich sei von «Hysterie» befallen und in Paris verbreite sich Katerstimmung. Bagdad hingegen «tanzt und genießt die ersten Stunden nach der Befreiung».

Betätigen sie sich als Kriegsberichterstatter im Irak, scheinen sich französische Proamerikaner und deutsche Antideutsche gegenseitig abzuschreiben. In «Bahamas» 41/2003 übermittelte der antideutsche Korrespondent, wie sich die «Schiiten in Basra mit den Tommys» anfreundeten, und dass sich im Norden der kurdisch-amerikanische Vormarsch als ein «wahres Freudenfest» gestaltet hätte. «Jedes eingenommene Dorf im Freudentaumel», vermeldete der Reporter, was eine «Demütigung Deutschlands» bedeute.

Den nichtantideutschen deutschen Linken, die über Monate «mit Nazi-Parolen gegen die USA» in den Strassen marschierten und «Händchen gehalten haben mit der Nation of Germany und der Nation of Islam», geschieht Recht, dass «Bagdad jubelte und Deutschland einen Krieg verlor».

Es bleibt den Antideutschen also die Hoffnung, die verhasste Phalanx aus «Djihadistan, italienischem Globalisierungsfeind und ex-maoistischem Tschetschenenfreund» («Bahamas» 40/2003) in ihrem «Lob der Armut und Dummheit, dem Lob des Analphabetismus, der einfachen Ernährung und Kleidung, der archaischen Hierarchien und der sexuellen Sinnesfeindlichkeit» den Garaus zu machen. «Antiamerikanismus und Antikommunismus» sind schliesslich «ein- und dasselbe». Denn gegen alle «Feinde der Freiheit» blieben die Amerikaner bis heute «resistent gegen europäische und islamische Zumutungen» («Bahamas» 42/2003). Und so stimmt es die antideutschen Divisionen doppelt zuversichtlich, auf Big Daddy im Weissen Haus setzen zu dürfen: «George Bush kann selbst bei schlechtestem Willen nicht halb so antikommunistisch sein wie der Subcomandante Marcos» («Bahamas» 40/2003). Wenn dies das FBI wüsste...

Aus marxianisch-«wertkritischer» Warte analysiert Robert Kurz die antideutsche Linke in seiner neuesten Publikation «Die antideutsche Ideologie», Unrast-Verlag, Münster 2003.

